

(Nachdruck verboten.)

13]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Mütting waren die Tränen gekommen. „Ach, geh doch!“ hatte er gesagt und sie an sich gezogen mit einer raschen, scheuen Bewegung, und er hatte sich dabei in der Stube umgeschaut, um sich zu vergewissern, daß sie beide allein waren und niemand seine Zärtlichkeit sah.

Eine lange Weile war dann noch ein feierliches Schweigen um sie her gewesen, während sie sich wortlos gegenüber standen und kaum zu atmen wagten, um den Sonntag ihrer Seelen nicht zu schänden.

Aber plötzlich war die Marie hereingekommen, lachend, einen Korb am Arm: sie hatte Einkäufe gemacht und berichtete die Tagesereignisse der Gasse. Da war's aus gewesen.

Munter schritt der Mann aus in frohen Gedanken.

Derweilen stand die Luis in der Stube vor dem kleinen, stockfleckigen Spiegel und focht sich die Zöpfe. Ein paarmal, während sie das lange, straffe Haar ausgekämmt hatte, war die Mutter durch die Stube gelaufen, und jedesmal hatte das Mädchen einen Augenblick Herzklopfen gehabt.

Sie sollte ja auch die Mutter um Verzeihung bitten, der Pfarrer hatte es ihnen ans Herz gelegt.

Aber die Mutter um Verzeihung bitten! Ihr war, als müsse ihr dabei die Stimme versagen — und bereute sie's denn auch wirklich, ungezogen gegen sie gewesen zu sein?

Die hat mich gequält wie ein Hund, und ich hab se dafür —? und wenn ich in de letzte Zeit nie mehr aus der Schul geblieben bin? Ich hab getan, was der Vater mich geheißt hatte!

Wir haben glatte Rechnung, sagte sie. Aber ein Stachel blieb in ihr: Liebet eure Feinde, tuet wohl denen, so euch hassen und verfolgen!

Unheimlich fremd kam dem Mädchen heut der Spruch vor, und wie oft hatte sie ihn schon hergesagt, wie viel öfter noch war er ihr ans Ohr geklungen!

Ich muß sie um Verzeihung bitten! sagte sie endlich, aber —? —? trotzig preßte sie die Lippen zusammen und sie legte sich die Zöpfe um den Kopf.

Dabei sah sie im Spiegel, daß der Ludwig auf dem Boden herumrutschte.

„Gib doch acht, Emma, er hat seinen Sonntagskittel an!“ sagte sie.

Die Emma hoßte, mit einem Paarmonatskind auf dem Arm, auf dem Schemelstühlchen, sie zog den Ludwig zu sich heran.

„Mit rumrutsche!“ sagte sie und bürtete ihm mit der freien Hand das Kittelchen ab.

Wenn das Klein da nur es letzte wär, dachte die Luis. Wenn ich erst fort bin! Die Emma kann doch nit halb so viel schaffe wie ich! Das kann was werden! Sie dachte an den Vater und seufzte.

Dann griff sie nach dem schwarzen Kleid, das überm Stuhle hing.

Das Kleid! das geschenke! Solchen Stoff hätte ihr die Mutter ja niemals gekauft! Aber daß sie nun zu den ganz armen Konfirmanden gehörte! Das Blut stieg ihr in die Stirn. Sie gedachte des Tages, wo sich die unterstützungsbedürftigen Konfirmanden gemeldet hatten.

Es waren viele aufgestanden, aber sie nicht, sie war sitzen geblieben und hatte gerednet. Ein billigen Stoff, dazu tät's em Vater schon langen! Und sie selber hatte noch fünf Mark, die hatte sie im Sommer verdient, wo sie des Sonntags nachmittags das Bäderkind spazieren getragen hatte.

Die Bäderfrau hatte ihr auch ein Sackgut versprochen. Aber en Gesangbuch und en Unterrock und Stiefel?

Sinter der Luis schmalen, blassen Stirn waren schwere Sorgen gewesen, und dann war ein heißer Haß gegen die Mutter aufgestiegen: wenn ich mich melden muß — —? Barum meldest Du Dich nicht, Mütting? hatte in dem Augenblick der Pfarrer gefragt.

„Ich — — ich glaub . . .!“

„Deine Mutter ist bei mir gewesen!“ — und der Pfarrer hatte notiert: Schuhe, Gesangbuch, Kleid! So war sie zu dem Kleid gekommen, zu dem Kleid aus schönem, starkem Stoff.

Sie machte gerade den Gürtel zu, als die Paula in die Stube trat.

„Ein weiß Kleid wär doch schöner!“ sagte sie, „und wenn ich zur erste Kommunion geh, am weiße Sonntag, da krieg ich Lode gebrannt und laß de Haar offe hänge!“

„Das kannst mache wie de willst!“ sagte die Luis. Sie steckte das Taschentuch ein und zog die Handschuhe an.

Durchs offene Fenster flogen ein paar verlorene Glockentöne in die Stube.

Und dann kam Mütting herein.

„Ich müßt die Mutter noch um Verzeihung bitten!“ dachte die Luis.

Die war in der Kammer nebenan beschäftigt.

Wenn ich hinein ging? Aber was sie sagen tät, die Mutter? Ha, wenn se so dredig lache würd! Oder wenn se gar nur en paar harte Wort für mich hätt? Ach Gott, nein, lieber geh ich so in die Kirch!

Das Mädchen machte bereits einen Schritt, aber fortgehen aus der Wohnung konnte sie nicht.

Wach Friede, Friede! rief etwas in ihr: Friede!

Weich und warm kam die Luft zum Fenster herein, glodenklangerfüllt, sie weckte etwas, das tief, tief in Luisens Seele schlief, weiche, zärtliche Empfindungen, eine heiße Sehnsucht nach Frieden.

Und sie wandte sich um und ging in die Kammer. Dort hoßte ihre Mutter gerade an der Erde und zog sich die Strümpfe an. Der eine davon hatte ein Loch, der ganze große Beh guckte daraus hervor.

„Ihr haben en Loch im Strumpf!“ sagte die Luis, als sie es sah.

Die Frau lachte. „Natürlich! Du hast doch immer gleich was zu sagen! Wenn ich en Loch hab, geht das Dich was an?“ Und die Marie zog den Pantoffel über den zer-rissenen Strumpf.

Die Luis aber ging hinaus, ohne ein weiteres Wort zu sagen, eine Träne war ihr in die Augen gestiegen. Draußen gab sie der Emma die Hand.

„Ich geh mit Dir,“ sagte Mütting.

Der Franz und der Christian waren schon fort.

Schweigend schritten die beiden der Kirche zu, erst kurz bevor sie sich trennten, sagte die Luis: „Nach der Kirch gehe mer an der Mutter ihr Grab, gelt, Vater?“

Und der Mann nickte.

10.

Am Tag nach der Luis ihrer Konfirmation kam der Christian mit heißem Kopf aus der Schule.

„Luis, Luis!“ Mehr konnte er nicht vorbringen, den Atem ging ihm aus.

„Verschnauf Dich erst!“ rief das Mädchen.

Aber sobald der Bube reden konnte, fuhr er fort: „Luis, die Frau Pastor hat mich gefragt, ob Du in Dienst gingst, gleich, wenn De aus der Schul wärst, und ob De dann nach Mannheim wollst zu ihrer Schwester, zu dene Leut, weißt Du, wo das schöne Fräulein habe, die Lätitia!“

„Da muß ich mal de Vater frage!“ sagte die Luis. „Ich wär gern hier in Dienst gange!“

„Hier in Dienst?“ fragte die Marie, „damit besser im Hans runtschnüffle kannst! hä? Geh Du nur nach Mannheim!“

„Ich hab gedacht, wenn ich hier bleibe tät, könnt ich Euch als emal helpe!“

„Ich brauch Dein Hilf nit!“

„Was is da mit Mannheim gehn?“ fragte Mütting, der gerade in die Stube trat.

„Ich könnt en Stell habe in Mannheim, Vater!“ sagte das Mädchen.

„Was en Stell? Du en Stell?“ fragte der Mann. „Ich mein, Du hast genug Arbeit hier!“

„Für de ganze Tag?“ Die Luis schüttelte den Kopf.

„Mir sind doch zwei Frauezimmer, Vater!“

„Das mein ich auch! Es soll nur verdienen gehn!“ sagte die Marie.

„Aha, Du willst se aus em Haus habel!“ Der Mann wurde zornig. Er trat dicht auf die Frau zu.

„Kein, Vater!“ sagte die Luis. „Ich will geh, und ich geh auch!“

„Und was wird aus mein Haushalt?“

„Du hast doch en Frau!“

Da lachte der Mann. „Eine wie die!“

„Wenn ich gesund wär!“ stöhnte sie, „aber so isch's, wenn mer vom Bochebett was zurückbehält, daß mer nit mehr ordentlich schaffe kann, dann wird mer nit mehr estimiert!“

„Wenn Du nit mehr ordentlich schaffe kannst, dann soll es Luis im Haus bleibe!“

„Ich kann ja schaffe, aber — —“

„Für die Wasch kann se jemand nehme! Ihr kriegen dann doch auch mein Geld,“ riet die Luis.

„Mir is lieber, Du bleibst derheim!“ beharrte der Mann. Da richtete sich die Luis auf.

„Ich bleib nit, Vater!“

„So, da hör einer an! Und warum nit?“

„Weil's doch kein gut tät, die Mutter und ich, mir können uns nit vertrage!“

„Ihr gebt Euch e bissel Mühl!“

Die Luis schüttelte den Kopf. „Es geht nit,“ sagte sie.

„Du willst nit!“ schrie der Mann.

Da zuckte die Luis die Achseln und ging in die Kammer, um sich anzuziehen.

Mütting aber wandte sich an seine Frau: „Hast er was getan, daß se gehn will?“ fragte er.

„Ich? Kein Krümmelche! Aber so is se immer, wenn se was will? Du hast's ja nie glaube wolle! Jetzt siehst es, es is nit mit er auszukomme!“

Mütting schüttelte den Kopf — sollte die Marie recht haben? Er wollte es nicht glauben, sein Herz war auf Luisens Seite.

Aber wenn sie immer so eigenwillig war? Und das mußte sie doch wohl sein!

„Ich will ihr nochmal zurede!“ sagte der Mann, stand auf und folgte der Luis in die Kammer.

Seine Stimme klang weich, als er fragte: „Sag mal, Luis, warum meinst denn, daß de Dich mit em Marie nit vertrage kannst?“

„Wenn ich ganz hier wär, Vater, dann müßt alles gehn wie ich's habe wollt, und das, das gibst doch zu, das tät die Marie nit. Wenn ich hü sage tät, tät se hott sage — wie ging denn das?“

Mütting fragte sich hinterm Ohr — sie hatte ja am Ende recht — aber all seine frohen Hoffnungen! Die wollte er nicht scheitern sehen.

Und er überlegte, ob kein Ausweg zu finden sei.

„Vater!“ rief da der Christian. In seiner Stimme zitterte die Aufregung, er trat unter die Kammertür.

„Die Frau Pfarrer und das Fräulein sind da!“

Mit gesenktem Kopf trat der Mann zu den Damen. Die Frau Pfarrer saß bereits auf dem Stuhl, den ihr die Marie hingeriickt hatte.

Lätitia aber, nachdem sie den Christian begrüßt hatte, kniete am Boden vor der Emma und versuchte das kleine Kind, das sie hielt, zum Lachen zu bringen.

„Wie alt ist es?“ fragte sie das Mädchen.

„Vier Monate!“

„Ei! Und was es schon für hübsche Lödchen hat!“

In einiger Entfernung von dem Fräulein stand der Johann und hatte ein paar Finger im Mund.

Die Frau Pfarrer aber sprach mit Mütting wegen der Luis, als diese in die Stube trat.

„Das ist das Mädchen!“ sagte die Pfarrersfrau zu Lätitia, und die sprang auf.

„Luis Mütting, die Schwester von Christian,“ sagte sie und gab ihr die Hand. „Und Du willst zu uns kommen? Wir lernen Dich als Zimmermädchen an!“

„Wenn's em Vater recht is!“

Lätitia wandte sich nach dem Mann um. Der hatte große Lust, eine abschlägige Antwort zu geben. Wenn sie schon nit im Haus bleiben wollt, dann sollte sie doch wenigstens im Ort bleiben! Sie konnte des Sonntag nachmittags doch mal nach dem Rechten sehn!

Aber wie er in Lätitias schöne, bittende Augen sah, da stieg etwas wie ein Dankesgefühl in ihm auf, dafür, daß die Luis zu so guten Leuten kommen konnte, und er sagte sich, daß er dem Glück seines Kindes nichts in den Weg legen dürfe, und gab seine Einwilligung.

„Sie is ja noch arg jung und keine von de Stärkste, aber puße kann se und auch sonst de Hausarbeit!“ Und er seufzte. „Gern geb ich se nit her, aber — —!“ er zuckte die Achseln.

So wurden sie einig.

Nacht Tage später gab der Christian seiner Schwester bis zum Bahnhof das Geleite.

„Vergiß nit, die Blumen zu gieße, gelt!! Die Marie denkt nit dran und die Emma auch nit!“ sagte sie. „Und es Emma soll nit so viel die Kinner rumschleppe, es wird ganz schief davon! Und Du machst Dein Aufgabe bei's Rampe, da haste Ruh, gehst von der Schul aus einfach immer gleich nauf. Ich hab's ene gesagt! Und es Minche tut schon derfür sorge, daß Dich niemand stört.“

„Daß Du auch grad es legt Jahr nit da bist!“ sagte der Christian.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In der Südbretagne.

(Schluß.)

Durch die Salzfelder ist die Luft so stark mit Salz getränkt, daß man nach den ersten Tagen des Aufenthalts krank wird. Es ist eine schmerzhaft, kolikartige Krankheit, die drei bis acht Tage dauert. In manchen Jahren tritt sie mehr, in anderen weniger auf. Wenn man sie überstanden, ist man richtig klimatisiert. Man verträgt die Luft, das Meer und die Kost. Es gibt sehr viel Fisch, besonders auf der Grille gebratene Sardinien sind hier Spezialität, Krabben, Muscheln, Geflügel aus Nantes und Eier, dreizehn Stück noch das Duzend. Birnen und Feigen, und sehr hübsche bretonische Kuchen, angenehm gekost.

Auf der Höhe des Dorfes erhebt sich die Kirche, deren hoher Turm weithin sichtbar ist. Sie ist sehr alt, war ursprünglich eine Abteikapelle und wurde im 15. und 16. Jahrhundert erweitert, nur zwei Pfeiler stammen noch aus dem 13. Jahrhundert. Interessanter sind die Ruinen einer zweiten Kirche, auf dem Wege nach dem Meere gelegen: la chapelle Notre-Dame du Marier (unsere liebe Frau vom Maulbeerbaum). Die Ruinen stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert und haben hübsche Details in der Bildhauerarbeit. Die Kapelle ist nie fertig gebaut gewesen. Ein Herr Kieuz de Renrouet hat der Jungfrau während einer stürmischen Meerfahrt die Kapelle gelobt. Und richtig, die Jungfrau half, durch die Blätter eines Maulbeerbaums strich ein Leuchten, schwand und behielt sich, und das Schiff fand den Kurs zur Landung. (Es gibt viele solcher Erzählungen hier in der Gegend.)

Vom Meere aus sieht Baz wie eine Festung aus. Die hohen dunklen Felsen bewirken das, die es vor dem Meere schützen. Gewaltig schäumt die Flut in die Höhlen und Grotten und schlägt über die Blöcke und Faden. Ihr Tosen erfüllt die Luft. Und dann kommen die Sturmtage. Die Fischer fahren nicht aus, es ist ein Wetter im Anzug. Von den vornehmen Badeplätzen der Küste kommt die vornehme Welt, das Schauspiel zu sehen. Auf den Felsblöcken oben viel gaffendes Volk. Der Ton des Meeres ist dumpf und hohl. Der Wind peitscht die Wogen. Der Himmel wird schwarz. Und stärker und stärker schwillt es an. Wir stehen hoch oben, die Wellen schlagen über uns. Weit hinaus ins Meer ist die Mole gebaut. Die Wellen brechen sich an ihr, schlagen in weißen Säulen hoch, haushoch, fallen dann und werfen sich über die Mole in die Badebucht hinein. Es ist ein gewaltiger, wunderbarer Anblick. Wir sind pudelnak. Aber wer möchte seinen Platz verlassen! Die Flut schwillt, der Sturm heult, und wilder tobt das Meer. Wohin sich das Auge wendet, dasselbe, und doch ein anderes Schauspiel. Hier die Schaumfäulen. Dort die flachen schlagenden Wellen. An anderer Stelle die stürzenden Kaszaden, wenn die Welle von den zackigen Felsen zurückläuft. Unter uns ein Donnern. Wo eine Höhle zwischen den Felsen freigelassen ist, stürzt das Wasser wild hinein. Drei Tage Sturm. Man wird böllig ermattet davon. Man ist ständig in Geräusch und Regen, auch wenn man zu Hause im Trocknen sitzt. Und dann kommt ein wunderbarer Nachklang. Das Meer hat sich beruhigt. Die Nacht ist schwarz. Kaum ein Stern. Meerleuchten. Der atlantische Ozean hat ein wunderbares, großartiges Meerleuchten. Das Meer ist noch bewegt. Die Wellen kräuseln und schäumen. Und dieser Schaum funkelt und glitzert, wie er nach dem Ufer heranrollt. Wir verbringen die halbe Nacht am Meere. Man sieht sich nicht satt. So tief und intensiv hat es die Nordsee nicht. Auch weiter nach Norden, an der Küste von Finistère, war es nicht so voll und leuchtend. Im Kanal haben wir es gar nicht gesehen.

Man geht um die Halbinsel am Strande herum, über Felsen, Klippen und Sandbuchten, zum Teil mit gefährlichen Unterströmungen, nach dem äußersten Orte der Halbinsel, nach Le Croisic. Hinter uns liegt die Bucht der Salzfelder, vor uns der Hafen. Er ist bunt belebt. Die Fischer lieben es hier, farbige Segel zu haben, braune, gelbe, blaue, grüne, rote. Besonders schön macht

Das die Zweimaster. Und am schönsten sind die Segel, die geflickt sind. Man glaubt sich an einer süßlichen Ducht. Aus dem Norbithan kommen die Stodbretonen mit ihren Booten. Sie laden Sardinen, Austern und Schollen aus. Die ganze Ladung wird meistbietend versteigert. Es ist jedesmal ein Kampf und eine Anstrengung. Der Hafen wird nach dem offenen Meere hin durch eine schmale Landzunge abgeschlossen. Sie bildet eine natürliche Mole. Auf dieser Landzunge, Pen Bron genannt, hat Frau Furlado-Heine das Hospital maritime errichtet, ein Hospital für Lungenkranke, hauptsächlich aber für Kinder. Man hat hier eine völlig reine, immer feuchte, salzgetränkte kräftige Luft, die lange nicht so angreift, wie die Luft im Inneren des Landes. Man sieht weit hinaus ins Meer, das sich ins Unendliche dehnt. Gegenüber von Pen Bron, am Ende des Hafens, erhebt sich ein Bergkegel, der Mont-Espirit, von dem man eine schöne Aussicht genießt. Es ist kein natürlicher Berg, sondern ein künstlicher. Im Jahre 1816 wurde er errichtet, als im kalten Winter Arbeitsmangel und Not eingetreten war. Man hat dazu den Ballast der Boote, „lest“ genommen, daher hieß der Berg auch Mon lest prit, der Berg von genommenem Ballast; das Volk zog das Wort mundartlich zusammen, und so wurde Mont-Espirit daraus, das heißt Geist-Berg. Ein hübscher Baumbestand, Serpentinwege, Rasenflächen üben ihre Anziehung hier aus. Zu Füßen liegt einem das Städtchen mit seinen granitnen Häusern, besonders längs des Quais. Sie stammen meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert und sind in einem schönen vornehmen Barock gebaut, einige mit einer interessanten Vertikalstruktur.

Von Pen Bron aus führt ein zwei Stunden langer Weg die Küste entlang nach Norden zu. Man geht auf weichem, feuchtem Badesand. Das Meer bespült einem die Füße. Es ist eine große Einsamkeit, die Dünenhügel verdecken den Ausblick ins Landinnere. Die Wöwen schreien. Der Ton des Meeres. Strandgut, Knochen, Gerippe, Tierleichen am Ufer. Ein Raubvogel schießt daher. Draußen die Flotte der Fischer mit ihren bunten Segeln. Schaufelnde Boote. Ein Strandläufer kommt anspaziert, philosophisch gelassen, und pickt sich seine Nahrung auf. Wöwen sammeln sich in Scharen. Fischweiber mit Holzschuhen kommen. Ein Fischerdorf, La Fürballe, schmutzig, düster, grau und schwer. Ein schwarzer Felsboden erstreckt sich ins Meer hinaus. Verladevorrichtungen. Die kleinen Wagen der Sardinenfabriken fahren an. Ein Boot zieht die Segel auf und kämpft mit der Flut, in den schmalen, der Felsen wegen schwer zugänglichen Hafen zu steuern. Wir wandern weiter, weiter nach Norden zu, immer an der Küste des Meeres entlang. Immer größere Einsamkeit. Immer ernster und schwerer und gewaltiger die Formation der Küste. Die Urweltblöcke der Felsen, die draußen im Meere lagern. Schwarz, dunkelgrün bemooft. Die Flächen des Seetangs. Ein harscher Wind, der vom Meere hereinweht. Ein düsterer Himmel. Und immer gewaltiger die Felsen, phantastischer ihre Lagerung. Hohe, tiefe, dunkle Grotten. Peitschend das Meer. Hier ist man weltfern und allein, dem gewaltigen Element gegenüber, das dieses Land beherrscht. Piriac, ein einsames Fischerdorf. Raum, daß Fremde hieherkommen. Eine große, unberührte Einsamkeit. Harte Menschen. Sturmerprobte Männer. Eine kleine Fischerflotte. Die Fischer hier gelten als die wagemutigsten. Ein- und Ausfahrt sind gleich schwer für sie. Weit hinaus legt die Ebbe den Felsboden frei. Auf hohen Felsen draußen sind bide runde Leuchttürme erbaut. Es ist eine Größe hier, die unheimlich wirkt. Sie nimmt einen ganz in Wann. Man kann das Auge nicht wenden. Man muß beständig schauen. Strand der Verlassenheit, Strand der Einsamkeit. Nur fern eine leicht geschwungene Linie am Horizont. Gleich, zart. Die Küste des Norbithan. Die Felseninseln in der Weite. Die Nacht sinkt. Es ist eine Uraacht. Wie Klein und weifenlos ist der Mensch in ihr. Und dennoch, Menschen sind ihrer Herr geworden, ihrer Größe und Gefahr, und fühlen das Leben leicht und leicht, oder wenigstens nicht schwerer, als wir das Leben in heiterer Heimat. —

Frühnebel liegt auf dem Hafen von Le Croisic. Er deckt das Meer. Unser Schiff wartet. Fahrt nach Belle-Isle. Ins graue Nebelmeer hinaus. Mählich hellt sich das Wetter auf. Sonne überm Meer. Die Küste ist verschwunden. Nur fern noch ein blasser Strich, die gezackte Norbithanlüfte. Der Sonnenschein hält nicht lange. Regen peitscht. Der Kapitän zieht das Sturmband seiner Mütze übers Kinn. Und richtig, keine Viertelstunde vergeht, und wir schaukeln in Regen und Sturm. Das Wasser ist grau und gepeitscht. Die Fischerboote, die uns unterwegs begegnen, labieren. Felsentore tun sich in der Ferne auf. Sie rücken weiter und weiter auseinander, je näher wir ihnen kommen. Es sind große, dunkle Inseln. Sie liegen verlassen im weiten Meere, kahl und grau. Die Seekrankheit erhöht den Genuß der Fahrt. Die Stunden vergehen schwer und langsam. Immer dasselbe Bild. Und doch immer ein anderes. Dann dringt die Sonne durch. Das arge Schaukeln des Schiffes läßt ein wenig nach. Vor uns im Licht der Sonne taucht ein helles buntes Bild auf. Die Befestigungen von Belle-Isle, die Häuser von Le Palais. Wir fahren im Sonnenglanz zur Mittagszeit im buntbewimpelten Hafen ein. Ein prachtvolles Seebild. Die Menschen in ihrer eigentümlichen Tracht, die Geschäftigkeit auf den Booten und Dampfern. Das Meer, das nun in der Sonne einen dunkel graublauen Ton erhalten hat. Und weit, ganz weit draußen, noch ein Schein der Küste.

Die Insel gilt nicht groß, 15 Kilometer lang, an der schmalsten Stelle 4 Kilometer breit. Vier Ortschaften: Le Palais, das liebliche

Sauzon, das freundliche Locmaria und Bangor. Das Meer umbraut die Insel, deren Küste zerrissen und zerklüftet ist. Fjord neben Fjord, zackig, steil, grotesk. Einzeln lagernde Felsen. Gewaltige Grotten. Wir fahren per Wagen nach der größten, der Grotte de l'Apothicaire. Das Meer durchbraut sie. Hoch spannt sich ihr Vogen. In seinem Rahmen erscheint ein wunderbares Bild der Meerferne, in die vorgelagerte Inseln und Felsblöcke den Blick hinausgeleitet. Die Grotte ist hell. Man kann sie bis zu dem Austritt des Meeres durchschreiten. Porphyradern durchziehen die Felsen. Grünes, glänzendes Gestein bildet die Decke. Weiß ist der Schaum des Wassers. Und das Donnern des Meeres ist so stark, daß man völlig betäubt wird. Man könnte hier nicht ein Wort verstehen. Und wenn man wieder herausgestiegen ist, vergeht eine ganze Weile, bis man wieder hören kann. Wir gehen die Küste entlang zu der Pointe des Poulains, an das äußerste nördliche Ende der Insel, der Spitze der Füllen, weil hier die Felsen wie Füllen, die bäumen, ins Meer hinaus zu jagen scheinen. Ein groteskes phantastisches Bild! Hier hat sich Sarah Bernhardt ihr Schloß gebaut. Fast bis zur Höhe der Grundmauern wirft sich das Meer herauf. Unbergeßliche Bilder! Lieblichkeit neben Größe, Einsamkeit neben Bewegtheit. Wir wenden uns dem Innern der Insel zu, durchqueren ein tiefes Tal und gelangen nach Sauzon, dessen weit ins Land einschneidende Ducht einen natürlichen Hafen bildet.

Das Klima der Insel ist sehr mild. Der Feigenbaum, der Granatbaum, der Lorbeer und die Myrthe gedeihen im Freien. Der Boden ist sonst nicht sehr fruchtbar. Rings erglänzen die Phare und Semaphore der Insel. Sie kann den Schiffen leicht gefährlich werden.

Wir haben eine prachtvolle Heimfahrt. In lauter Sonnenglanz. Das Meer ist sanft und meint's nicht böse mit uns. Scharen von Delfinen begleiten uns, in Reihen von fünf bis zehn ihre Sprünge, tauchen auf und entschwinden und bleiben uns lange Strecken treu. — Wilhelm Solzamer.

## Kleines feuilleton.

k. Das Kafferviertel von Johannesburg. Durch weite Haufen trockenen Tons, durch den Lärm und Rauch von Fabriken und Ziegeleien dringt man langsam, wenn man die breiten Straßen und die schönen Paläste von Johannesburg hinter sich gelassen hat, bis zu der „Mehstadt“, dem Kafferviertel von Johannesburg, vor. Ueber diese Niederlassung der schwarzen Eingeborenen inmitten der höchst kultivierten Wohnstätte der Weißen gibt J. Langley Levy im „Daily Express“ einen anschaulichen Bericht, der durch die Unruhen, die jetzt wieder unter den Eingeborenen Britisch-Südafrikas ausgebrochen sind, eine besondere Bedeutung erhält. Das Kafferviertel ist über eine englische Meile lang und etwa dreiviertel Meilen breit. Es ist mit großer Regelmäßigkeit angelegt und in einförmige Häuserviertel eingeteilt. Näher man sich der „Mehstadt“, so umfängt den Besucher schon in weiter Entfernung eine schwere stickige Luft, die von den Ausdünstungen verwesender Tiere und Pflanzen, einer unreinlich schlechtriachenden Atmosphäre herrührt. Die Straßen sind ungepflastert, und man hat vergebens versucht, an den Seiten Bürgersteige anzulegen, da sich der Unrat der Gassen auch über sie ergießt. In der roten Erde, die von einem Gemimmel krabbelnder Kaffertinler bedeckt ist, stößt man allenthalben auf tiefe Löcher, in denen Regenwasser steht, und auf unregelmäßige Hügel, während Myriaden schwirrender Moskito darüber hinstimmen. Sein eigentliches Charakteristikum aber erhält dieser Ort durch die merkwürdigen Häuser. Niemals wohl begegnet man einer sonderbareren Architektur als in diesen Hütten der Kaffern. Das Hauptbaumaterial, aus dem diese Gebäude hergestellt sind, liefert das Zinn oder Blech, mit dem die eingeführten Petroleumkisten ausgeschlagen sind, und das Blei, das zur Verpackung des Tees gebraucht wird. Aus diesem Abfall und aus allerlei Holzresten, die das Fachwerk bilden, sind die Wohnungen hergestellt. Jeder Mann ist sein eigener Architekt und Bauherr, und auf Schönheit oder Komfort legen die Kaffern bei der Errichtung dieser zwölf bis vierzehn Fuß hohen Ställe viel weniger Gewicht als auf Einfachheit und Schnelligkeit. Zuerst wird gewöhnlich ein genau quadratischer Grund abgesteckt, und dann werden an allen vier Ecken zehn Fuß hohe starke Pfähle eingeschlagen. Hat man diese Grundpfosten noch durch Querstäbe verstärkt und gestützt, so begibt sich die ganze Familie auf die Suche, um auf Schuttstätten und Abfallhaufen das notwendige Blech für die Ausfüllung der Wände zu erlangen. In den Kolonien wird Petroleum selten in Gefäßen veräußert, sondern es befindet sich in gewöhnlichen Blechgefäßen, aus denen man mit einer besonderen Pumpe das Petroleum nach Bedarf abzieht. Diese Blechgefäße werden dann verschiedenartig verwendet, dienen grünbemalt als Blumenvasen, werden als Eimer und Tröge für das Vieh verwendet, erfüllen als Kessel und Tringgefäße ihren Zweck, werden aber auch vielfach achtlos fortgeworfen und wandern auf den Kehricht. Von hier nun lieft sie der Kaffer eifrig auf, schneidet sie auf, hämmert das Blech flach und nagelt es dann als Wandbekleidung an die aufrechtstehenden Leisten. Hat man erst einmal genügendes Material beisammen, so ist das Haus in wenigen Stunden vollendet; es wird dann nur noch mit einem Wellblechdach versehen und erhält ein

Abzugsloch für den Rauch, das durch eine düstige Verklebung mit Blech das Aussehen eines Schornsteins erhält. Der Luxus einer bestimmten Feuerstätte ist bei ihnen nicht vorhanden, vielmehr wird das Feuer überall, wo es ihnen gerade bequem ist, angebracht, und dicke Rauchwolken erfüllen die ohnehin schon dunstige und trübe Luft. Diejenigen unter den 80 000 Kaffern von Johannesburg, die nicht direkt in den Minenbezirken wohnen, haben ihr Heim in diesen dunklen Gassen der „Nechstadt“ aufgeschlagen. Blickt man aus der Ferne auf die lang ausgedehnten niederen Häuser, so verschwimmt alles einzelne unter dem heißen Glanz der afrikanischen Sonne in ein Meer von Feuer und blitzendem Lichte. Die Blechwände, in denen sich die Strahlen brechen, glänzen wie Silber, die Dächer sind in eine einzige schimmernde Kugel getaucht und man glaubt unter dem flimmernden Mantel der Sonne eine wunderbar funkelnde Glanzstadt ausgebreitet zu sehen. Aber kommt man näher und nahe, dann ist die Enttäuschung um so schrecklicher, und das Bild des Lichtes zerfällt in eine erbärmliche Anhäufung von Schmutz und Unkultur. Die Kaffern haben eine außerordentlich starke Nachkommenschaft und die Gassen sind daher stets angefüllt mit nackten, kupferfarbenen Kleinen, die in einem unentwirrbaren Gewimmel durcheinanderkriechen. Mit augenscheinlichem Behagen krabbeln sie auf den von Ameisen bedeckten Straßen herum oder patzen in dem stinkenden, fauligen Wasser. Es sind plumpe unschöne Wesen, diese Kinder; sie entwickeln sich viel schneller als unsere europäischen Kleinen und bedürfen auch zu ihrem Fortkommen augenscheinlich viel weniger Pflege. So sind sie fast immer von den vielen Stechmücken dicht bedeckt, leiden aber gar nicht unter den Stichen der Tiere, sondern strampeln und schreien vor Vergnügen. Die ebenfalls nur wenig bekleideten Mütter lehnen meist gleichgültig an den Blechwänden der Wohnungen und ziehen ihre Sprößlinge nur gelegentlich unter den Füßen eines vorbeistampfenden Maultieres hervor oder treiben das Rudel der Kleinen auseinander, wenn ein schwerfälliges Ochsengepann sich mühsam den Weg durch das lebendige Pflaster bahnt. Für die Reinlichkeit wird auf höchst merkwürdige Weise gesorgt. Hören die Mütter einmal auf, in den gutturalen Lauten ihrer harten Sprache miteinander zu schwatzen, dann greifen sie wohl ein kleines nacktes Kind aus der Menge, nehmen den Mund voll Wasser, spitzen die Lippen und gießen den dünnen Wasserstrahl über das krähende und strampelnde Kleine, das sich dann im Schmutz der Straße wieder trocken wälzt. Die Männer kehren erst gegen Abend von der Arbeit heim, doch stets vor neun Uhr, denn nach den Gesehen von „Jo'burg“ darf kein Schwarzer nach dieser Zeit noch in dem europäischen Teile der Stadt sich aufhalten. Dann lehnen auch die Männer sich gegen die Blechwände, rauchen ihre Tonpfeifen, entladen ihren Zorn gegen die weißen Bedrücker und sprechen über die Möglichkeit einer Befreiung. Seit dem Kriege mit den Buren herrscht unter den Kaffern eine ständige Erregung, und gerade jetzt wieder sind unter ihnen die Flammen der Empörung stark angefaßt und drohen, hell emporzulodern. —

ie. Der Mensch und der Luftdruck. Wenn das Barometer steigt, fühlen sich die meisten Menschen, soweit sie darauf zu achten Zeit haben oder nicht durch andere Verdrießlichkeiten gestört werden, vergnügter als bei niedrigem Luftdruck. Diese Wirkung freilich hängt wohl nur damit zusammen, daß bei hohem Barometerstande die Laune des Wetters und damit die eigene besser wird. Um den Einfluß hohen Luftdruckes auf den Menschen festzustellen, muß man schon zu anderen Mitteln greifen. Manche Arbeiter können gegenwärtig kaum anders als unter einem künstlich gesteigerten Luftdruck geschehen. Dazu gehören namentlich die Arbeiter unter Wasser. Es hat sich gezeigt, daß ein Taucher in einer Tiefe von 30—40 Metern unter der Wasseroberfläche bei einem Druck von drei Atmosphären schon eine erhebliche Lebensgefahr läuft. Taucherarbeiten werden bei uns im allgemeinen bis zu einer Grenze von höchstens 35 Metern ausgeführt, während die mutigsten Perlen- und Schwammfischer im Mittelmeer, am Persischen Meerbusen oder an den indischen Küsten sich wohl bis gegen 45 Meter tief hinunterwagen, wobei dann freilich auch häufig Unfälle vorkommen. Vielleicht spielt beim Ertragen hohen Drucks auch eine besondere Begabung mit, denn der berühmte Taucher Lambert, der einmal aus einer Tiefe von fast 50 Metern eine Summe von 2 Millionen M. gerettet hat, blieb bei jedem Abstieg etwa 20 Minuten unten. Das letztemal erhielt er allerdings eine dauernde Schädigung seiner Gesundheit, insofern, als er für sein ganzes späteres Leben die Fähigkeit verlor, seinen Harn zu halten. Noch eine bewundernswürdige Leistung vollbrachte Lambert, indem er durch einen Schacht in den Severn-Tunnel hinabstieg, dort in völliger Dunkelheit eine Strecke von fast 500 Metern im Wasser zurücklegte und die offen gelassenen Fluttore schloß, sodas eine weitere Ueberschwemmung verhindert wurde. Die größte Tiefe, die jemals ein Taucher erreicht hat, betrug 61 Meter, aber der Mann starb auch, weil er zu rasch wieder an die Oberfläche gekommen war. — Die Hauptsache in der Vermeidung gesundheitlicher Schädigungen durch Luftdruckwechsel besteht darin, daß diese Wechsel allmählich geschehen. Zwei englische Forscher, Hill und Greenwood, haben nun vor der Royal Institution neue Experimente über die Wirkung hohen Luftdruckes auf den Menschen beschrieben. Sie benutzten einen großen Stahlzylinder, der mit einem Bett, elektrischem Licht, Glode und Telegraph versehen war und genügende Größe besaß, um einem Menschen zum Aufenthalt dienen zu können. Der Luftdruck inner-

halb des Zylinders konnte mittels einer Pumpe innerhalb 40 Minuten auf 6 Atmosphären gesteigert werden. Der Luftverschlechterung war durch eine Ventilation vorgebeugt. Es ergab sich, daß unter solchen Umständen ein Mensch einen Druck von sieben Atmosphären ohne nachteilige Folgen aushalten kann, vorausgesetzt, daß das Nachlassen des Druckes allmählich geschieht und der Blutkreislauf durch gewisse gymnastische Übungen, wie Bewegungen der Muskeln und Gelenke und häufige Venberührungen der Körperstellung, unterstützt wird. Die Gefahr eines schnellen Nachlassens des Luftdruckes beruht darauf, daß bei hohem Druck ungewöhnliche Mengen von Stickstoff aufgelöst werden und das Gas dann, wenn der Luftdruck zu schnell nachläßt, als Blasen in den feinen Gefäßen und Räumen des Gewebes zurückbleibt, wo es dann leicht eine Verstopfung des Blutlaufs veranlassen kann. Die unangenehmen Empfindungen des Menschen, der einem künstlich gesteigerten Luftdruck ausgesetzt ist, bestehen in zunehmender Taubheit und einem unerträglichen Unbehagen in den Ohren. Außerdem werden die Lippen unempfindlich, und es tritt auch eine merkliche Veränderung der Stimme ein. —

**Kulturgeschichtliches.**

— Das Essen von Erde ist bei einer Reihe von Völkern in Ländern der heißen Zone seit altersher üblich. Wie der „Prometheus“ in einer Uebersetzung aus der englischen Zeitschrift „Knowledge“ mitteilt, essen die Otomaten am Drinoco einen feinen graugelben Ton, den sie am Feuer etwas rösten, in großen Mengen. In Guinea gilt eine dort vorkommende gelbliche Erde als Lederbissen, und die Neger auf den Antillen verpeisen einen rotgelben Luff. Die Neukaledonier essen einen bröckeligen Tropfstein, die Neger der afrikanischen Inseln Bunka und Los Jbolos einen weichen, leicht zerbrechlichen Speckstein. Auf Java werden kleine, geröstete Kugeln aus rötlichem Ton verkauft, und in Persien werden in den Bazaren verschiedene „ehbare“ Erdarten feilgehalten. Sogar in Deutschland sollen vor einigen Jahrzehnten Arbeiter in den Steinbrüchen am Kyffhäuser einen feinen Ton, den sie Steinbutter nannten, auf das Brot gestrichen und verzehrt haben. Der Franzose M. Courty, der kürzlich die Hochebenen von Bolivien durchforschte, berichtet, daß in dieser Gegend die Indianer mit Vorliebe einen Lehmbrei verpeisen, den sie mit Coca-Blättern mischen, aber auch kleine, in der Sonne oder am Feuer getrocknete Lehmklügel nicht verschmähen. Die Ansicht, daß den „ehbaren Erden“ ein gewisser Nährwert zukomme, ist des öfteren ausgesprochen worden. Unter anderen hielt Humboldt, der um 1800 berichtete, daß die Eingeborenen am Drinoco täglich bis zu eineinhalb Pfund Erde äßen, diese Erdart für etwas nahrhaft. Nach neueren Untersuchungen muß aber diese Ansicht als unhaltbar bezeichnet werden. Zwei Proben „ehbarer Erde“ sind kürzlich von Valland untersucht worden. Eine derselben, ein hellgraues Pulver, enthielt 95 Proz. Silikate, 4 Proz. Eisenoxyd und Tonerde, 0,5 Proz. Wasser und Spuren von Magnesia; die andere Probe einer gelblichen Erde aus Neu-Kaledonien enthielt 98 Proz. Silikate, 0,4 Proz. Magnesia, 0,8 Proz. Wasser und Spuren von Schwefel, und war frei von Eisen, Tonerde und Kalk. Eine ältere Analyse einer Erde aus Neu-Kaledonien weist neben 18 Proz. Eisenoxyd 2 Proz. Kupfer auf. Demnach kann es nicht zweifelhaft erscheinen, daß den „ehbaren Erden“ keinerlei Nährwert zugeschrieben werden kann. —

**Notizen.**

— Lehrstühle für Zeitungs- und Verlagswesen. An der neuen Handelshochschule zu Berlin sollen sowohl öffentliche Vorlesungen wie auch Seminare über „Presse- und Verlagswesen“, das heißt über Zeitungs- und Buchhandelswesen veranstaltet werden. — Das Testament Ferdinand von Saars enthält an erster Stelle die Bestimmung, daß der Wiener Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung der Erbe von Saars literarischem Eigentum wird. — „Kammerspielabende des Deutschen Theaters.“ Unter diesem Titel will Max Reinhard die künstlerischen Vorstellungen auf seinem neuen, noch zu erbauenden „Kleinen Theater“ zusammenfassen. — Ein Asyl für greise und invalide Bühnenkräfte hat der Pariser Schauspieler Coquelin gegründet. — Der Maler Eduard Mitzsch, starb, 84 Jahre alt, in Wien. — Der Prager Kapellmeister Leo Blech ist ans Berliner Opernhaus engagiert worden. — Die größte Talssperre der Welt, die sogar die neuen Nistalpersen in den Schatten stellen soll, wird in Arizona gebaut. Die Talssperre, die durch den Kontosluß und den Salt-River gespeist werden wird, soll zur Bewässerung des im natürlichen Zustande öden und unfruchtbaren Tales des Salt-River dienen. Sie befindet sich 65 englische Meilen nördlich der Stadt Phönix und wird ein Wasserbeden schaffen, dessen mittlere Breite etwa 6,5, dessen Länge ungefähr 30 Kilometer beträgt. — Die fleißige Kuh. Eine der Landwirtschaftsschule Mantahof bei Lanquart (Graubünden) gehörende Kuh hat während der 4887 Tage ihrer Nutzungszeit Milch im Werte von 12 086 Frank geliefert. Daneben brachte sie noch 12 Kälber zur Welt. —